

Im Labyrinth des Alltags eine Option für die Armen

– Ordensleute und Weltchristen auf neuen Wegen caritativer Hilfen –

Ursula Adams, Münster i.W.

Das Labyrinth ist ein uraltes Bild für die Kunst des Sich-Zurechtfindens auf den Lebenswegen der Menschen. Der Begriff stammt aus einer griechischen Sage, die auf Kreta spielt. Heute werden viele unserer Städte so bezeichnet und erst recht die komplizierten Wege der darin für die Bürger tätigen Verwaltungsinstanzen.

Im Mittelalter hat das Labyrinth in den Fußböden einiger Kathedralen die Bedeutung eines Symbols für den Lebensweg der Christen erhalten.

Ich denke, das ist sehr treffend, denn übersichtlich ist der Weg wirklich nicht, auf dem wir Gottes Sohn erkennen sollen im Obdachlosen, im Nackten, im Kranken, im Gefangenen (Mt 25,31 ff.). Und geeignete Bedingungen für Hilfeleistungen bietet ein Labyrinth auch nicht.

Zwar stehen uns heute leistungsfähige Institutionen der Hilfe zur Verfügung, die auf fast jeden Notfall des Lebens eingerichtet sind. Aber erfahrungsgemäß gibt es immer noch sehr viele Arme, die sich hier nicht zurechtfinden oder nachhaltig verschreckt sind. Solche suchen im Labyrinth unserer Städte nach einem Menschen, der ihnen zum Helfer werden könnte. Und tatsächlich machen sie immer wieder Menschen ausfindig, von denen einige sich sogar als Anlaufstelle für viele erweisen und als unerschöpflich im Helfen.

Seit langem kenne ich aus dem Umgang mit Armen solche Menschen*. Im vergangenen Winter habe ich Menschen getroffen, die wie Brunnen in der Wüste sind, Brunnen, aus denen die Ärmsten Essen, Trinken, Kleidung und weiteres, vor allem aber Liebe und Zuneigung schöpfen können.

Das Bild von der Wüste hat Carlo Carretto auf unsere Städte angewandt: „In deiner Stadt ist deine Wüste.“ – Ob Labyrinth oder Wüste, beide sind Synonyme für Aussichtslosigkeit. Hier gilt es, auszuhalten, aber nicht nur als religiöse Übung für Fromme, sondern um für andere Leben zu ermöglichen. Daraus kann schließlich eine Option für die Armen werden, eine Option, die die Welt kaum beachten wird, von der aber die Armen Zeugnis ablegen. Und nur auf sie kommt es hierbei an.

* Die Beispiele und Überlegungen dieses Beitrags stammen aus Begegnungen, die ich während eines Freisemesters im Winter 1986/87 hatte. Ich war jeweils mehrere Wochen in München, Augsburg, Frankfurt und Mainz, um den Entstehungs- und Überlebensbedingungen neuer Initiativen für Nichtseßhafte nachzugehen. Zum Vergleich dient mir Münster, wo wir vor 12 Jahren mit einer solchen Initiative begonnen haben.

Wo Orden die Zeichen der Zeit zu erkennen suchen und neue Wege zu den Armen gehen:

Wir leben in einer Zeit, die die Armen neu in den Blick bekommt. Das gilt nicht nur für die in der Dritten Welt, sondern auch von denen vor jedermanns Tür. Die beruflichen Sozialdienste stellen sich heute auf diese „Klienten“ ein und ergänzen ihre Hilfsangebote durch ambulante Beratungsdienste, Sozialarbeit auf der Straße, Armenküchen und Wohnmöglichkeiten in normalen Miethäusern.

Unter den Orden, die seit jeher an ihren Klosterpforten Armen Essen und im Einzelfall manches Weitere gegeben haben, sind es vor allem die caritativen Gemeinschaften, die aufmerken. Diese stehen gerade in der Armenhilfe in einer großen Tradition. Denn sie waren es, die in der Zeit ihrer Gründung die ersten Antworten auf die sozialen Probleme des über die Welt hereinbrechenden Industriezeitalters gefunden haben. In den damals rasch wachsenden Städten entstanden Kranken- und Waisenhäuser, Altenheime und viele ambulante Hilfen, vor allem für die Ärmsten.

Das muß damals ein wirklicher Aufbruch gewesen sein. So winzig die Kräfte und Möglichkeiten des Anfangs auch waren, es erging vielen wie dem Senfkorn im Gleichnis bei Lukas 13,19. Sie wuchsen und wurden zu Bäumen. Sie bewähren sich bis in unsere Zeit. Die sozialen Werke dieser Gemeinschaften haben mit der Entwicklung der Medizin und Gesundheitsvorsorge Schritt gehalten und ebenso mit den Erkenntnissen aus den Erziehungswissenschaften. Viele sind zu Kliniken geworden, in denen ein Mehrfaches an Personal und Ärzten tätig ist, als die einzelnen Ordensgemeinschaften selbst zur Verfügung stellen können.

Darin liegt Tragik. Denn diese Ordensgemeinschaften haben im 19. Jahrhundert der Menschheit den damals neuen Beruf der Krankenschwester geschenkt. Heute zählt dieser Beruf zu der Vielzahl anderer sozialer Berufe, die junge Mädchen und Jungen ergreifen können. Niemand braucht in einen Orden zu gehen, um Krankenpfleger zu werden. Und so geht heute der Nachwuchs im Beruf an der Ordensberufung vorbei.

Die Ordensschwestern sind zur Vereinzelung im Dienst verurteilt worden. Dadurch wird ihr Leben enger. Und für die weltlichen Pfleger sind sie eine Konkurrenz. Das erzeugt Ängste.

Auch in den Konventen ändert sich das Gemeinschaftsleben. Jede erlebt ihren Dienst als Einmaligkeit und damit ganz anders als in der Zeit des Aufbaus. Früher standen nur Schwestern in allen Aufgabenfeldern, z. B. der Hospitäler – die Ärzte ausgenommen. Wo heute nur noch einige wenige sich gegenseitig vergleichen können, rücken Menschlichkeiten näher.

Junge Menschen, die sich für ein Ordensleben interessieren, fragen heute sehr direkt nach: „Woran kann ich geistliches Leben erkennen bei Menschen, deren Tätigkeit der meinigen gleicht?“ Andere fragen: „Woran erkennt man

hier in diesem Hospital... , in diesem Kinderheim, daß geistliche Gemeinschaft Realität im Alltag ist? Wir sollen uns doch nicht im Ausgedachten bewähren, sondern im Realen!“

Solche Anfragen verunsichern zusätzlich. Trotzdem halten die meisten durch. Wohin sollten sie auch gehen?

Wenn man die Gründungsgeschichten liest, versteht man, woraus die einzelnen Gemeinschaften ihre Kraft bezogen haben. Und was sie fähig gemacht hat, ganz für eine soziale Aufgabe zu leben. Leben die Gemeinschaften heute noch mit allen Mitgliedern für die Aufgaben aus der Zeit der Gründung? Oder hat die Zeit sie ihnen aus der Hand genommen?

„Wo ist unser Platz in den neu entstehenden Armenhilfen unserer Zeit?“

So fragen nicht wenige in den caritativen Ordensgemeinschaften. Und sie beobachten mit Aufmerksamkeit, wie in immer mehr Städten, vor allem in den Wintermonaten Volks- und Armenküchen eingerichtet, Wärmestuben eröffnet und Notquartiere zur Übernachtung angeboten werden.

Solche Hilfen hat es immer schon in Klöstern und vielen Pfarrhäusern gegeben. „Das ist jetzt nicht mehr nötig“, meint man in manchem Ordenshaus. Ohnehin sind mit den kleiner und älter gewordenen Konventen auch die Küchen kleiner geworden und weniger belastbar. Da die Zahl der armen Gäste nie kalkulierbar ist, erscheint es nicht sinnvoll, mehr zu kochen als die Gemeinschaft benötigt. Da halten sich die Reste in Grenzen. Zwar werden gewöhnlich weiterhin Butterbrote ausgegeben, im Winter auch mal heiße Getränke oder Gutscheine an bekannte Bäcker oder Lebensmittelhändler.

„Ist das alles, was wir heute noch tun können für die Armen?“ So fragen manche Ordenschristen aus den caritativen Gemeinschaften. Und sie vergleichen die eigenen personellen Möglichkeiten mit der Zahl der beruflich und ehrenamtlich tätigen Mitarbeiter in den neu entstehenden Einrichtungen.

Bei solchen Vergleichen gerät der Aspekt aus dem Blick, auf den allein es ankommt.

Die neuen Einrichtungen sind durchweg institutionelle Angebote. Sie werden von Menschen verwaltet, die dafür bezahlt werden. Darunter sind durchaus auch Einzelne, denen gerade dieser Dienst Herzenssache ist. Die Regel ist das nicht. Die Regel ist das auch nicht bei Pförtnern in Klöstern oder in Pfarrhäusern. Trotzdem sehen die Armen darin kein Hindernis bei der Suche nach Essen, Kleidung oder einem geschützten Sitzplatz. Denn kirchliche Häuser lassen sich üblicherweise auf jede Anfrage ein. Sie erfragen keine Daten zur Person und geben Naturalien, soweit der Vorrat reicht. Manche können auch Hinweise auf andere private Helfer geben. Dabei können sie gelegentlich zwar erleben, daß die genannten Adressen abgelehnt werden. Aber der gutgemeinte Rat wird nicht als Abschiebung verstanden, liegt er doch auf der Linie der angefragten Adresse.

Auf solche Weise haben die Armen Wahlmöglichkeiten, hier oder dort um Essen zu bitten. Und sie orientieren sich dabei am jeweiligen Menschen, der die Suppe oder Brote austeilte. „Auf Menschen des Vertrauens kommt es an“, höre ich seit Jahren in diesen Kreisen.

Derartige Wahlmöglichkeiten können die offiziellen Hilfsdienste nicht anbieten. Sie müssen Angebot und Nachfrage und dazu das erforderliche Personal kalkulieren können. Damit setzen sie eine Bedingung, von der alle Privaten wissen, daß sie sich nicht einlösen läßt: Die Nachfrage ist nicht kalkulierbar. Sie schwankt zwischen 0 und 50 Personen (und mehr).

Wo versucht wird, dies zu erzwingen, indem z. B. nur eine einzige Armenküche in einer Stadt erhalten bleibt, wird bald die Erfahrung gemacht, daß die Armen sich neue Adressen suchen. Sie nehmen dafür eine Zeitlang größeres Elend in Kauf, denn sie sind aus Erfahrung ziemlich sicher, daß sie Menschen finden werden, die Mitleid kennen. Wenn das nicht gelingt, wandern sie weiter.

Hilfen, die auf Einbahnstraßen angeboten werden, erweisen sich bei Nichtseßhaften und Stadstreichern oft als vertreibende Hilfen.

Das Wort von der „vertreibenden Hilfe“ ist in einem anderen Zusammenhang aufgekommen. Damit wird die inzwischen als rechtswidrig erkannte, aber immer noch gebräuchliche Praxis mancher Heime kritisiert, die jeweils nur für ein bis drei Nächte – und das nur einmal im Monat oder sogar im Vierteljahr – Unterkommen gewähren.

Vertreibende Hilfe kann aber auch auf die hier geschilderte Art erfolgen.

Sicher macht sich in den Klöstern und Pfarrhäusern, die Hilfen einstellen, wenn offizielle Dienste eigene eröffnen, niemand klar, daß sie damit Beihilfe zur Vertreibung leisten.

Was sich vermutlich ebenfalls niemand klar macht ist, daß es nicht so entscheidend auf das Essen ankommt. Das Essen hat vor allem die Bedeutung, Vermittler von Zuwendungen zu sein. Üblicherweise spielt sich dabei nicht nur die Beköstigung ab, sondern auch wenigstens ein Minimum an Zuwendung, die beim Servieren und Abräumen der Mahlzeiten gewährt wird. Auf solche Zuwendung kommt es an.

Essen ist wichtig, wichtiger sind die Zuwendungen. Und diese können bei der Austeilung von Butterbrot und Gutscheinen sehr verknappt werden.

Und noch eins scheint mir sehr wichtig:

Immer wieder traf ich einzelne Ordensleute, die sich für die Durchsetzung gesetzlicher Ansprüche einsetzen. So wichtig das ist, es sollte Weltchristen überlassen bleiben. Denn wenn die Ansprüche erst durchgesetzt sind, z. B. die tägliche Auszahlung von Bargeld für Verpflegung und Taschengeld, dann zeigt sich die Kehrseite solcher Gerechtigkeit. Denn damit zugleich werden die Gratis-Essen in Klöstern zu einem unübersehbaren Problem. Sie sind ei-

gentlich nicht mehr zu verantworten für den, der sich für das Bargeld eingesetzt hat.

Das gilt allerdings nur dann, wenn das Gratis-Essen in Klöstern als bloße Abfütterung verstanden wird.

Ein weiteres Problem kommt oft hinzu: Wird das warme Essen abgeschafft, wird zuweilen auch die Stube geschlossen, die den Mahlzeitendiensten vorbehalten war. Damit ist ein Aufenthaltsraum weniger in der Stadt. Zwar gibt es inzwischen in vielen Städten auch anderswo Räume, die für den Aufenthalt bei Tag bereitstehen. Es gibt Treffpunkte oder Wärmestuben, wo viele Beschäftigungs- und Unterhaltungsangebote gemacht werden und wo es Duschen gibt, Waschmaschine mit Trockner, auch Kleiderkammer und eine Möglichkeit, Eigentum aufzubewahren.

Solche Angebote sollte es überall geben, und sie sollten von früh bis spät geöffnet sein. Denn wo sonst sollen Menschen, die auf der Straße leben, sich pflegen, ihre Wäsche waschen, ihre Kleider wechseln und ihr weniges Eigentum aufbewahren?

So wichtig solche Orte sind, sie machen die unbetreuten Wärmestuben oder die Winkel in Klostereingängen nicht entbehrlich. Denn nicht alle können die Unruhe in den sehr unterhaltsam ausgestatteten Wärmestuben ertragen. Sie brauchen Ruhe. Nimmt man ihnen die stillen Winkel, werden sie sich wieder in den Kirchen einfinden, wo die Beter sich gestört fühlen. Oder sie sitzen bei Gerichtsverhandlungen oder auf Bänken bei der Post und am Bahnhof. An keinem dieser Orte gelten sie als Kunden, denen ein Aufenthaltsrecht zusteht. So kommt es zu Konflikten, weil niemand Verständnis aufbringt. „Warum gehen diese Leute nicht in ihre Wärmestuben?“ heißt es dann.

Auf Menschen des Vertrauens kommt es an.

In vielen Klöstern weiß man, daß die Besucherzahl der armen Gäste mit der Anwesenheit bestimmter Pförtner zusammenhängt. Eine besonders erstaunliche Erfahrung habe ich kürzlich in Augsburg gemacht.

Stadtstreicher hatten mich zu Schwester Rita geschickt. Sie ist seit 40 Jahren Pförtnerin der Dominikanerinnen von St. Ursula. Früher hatte sie einen Aufenthaltsraum und eine kleine Küche für diese Gäste. Heute hat sie nur noch einen Stuhl im Flur anzubieten. Die Armen stört das nicht. Sie wollen zur Schwester und „nur mal eben bei ihr sitzen“. Sie stehen dafür sogar Schlange. Die Schwester schenkt Herzlichkeit, Verstehen und Humor. Außerdem hat sie Beziehungen zur Küchenschwester, die ihr gern Lebensmittel aus dem Vorratsraum gibt.

Seit vielen Jahren sind die Armen von der Straße meine besten Wegweiser. Ich gehe jeder Adresse nach, die sie mir nennen. Dabei habe ich Menschen aus den unterschiedlichsten Berufen und Arbeitsfeldern kennengelernt, die

alle eine Gemeinsamkeit haben: Sie wissen aus dem Platz, an den das Leben sie gestellt hat, sehr schlicht und selbstverständlich etwas zu machen, was von Armen als Liebe erfahren wird.

Beispiele:

- Eine Pfortenschwester im Mutterhaus in München, zu dem ein großes Hospital gehört, kennt sich aus in den Benutzungsüblichkeiten der Badezimmer und weiß die Lücken für ihre Armen zu nutzen. Sie hat ein gutes Verhältnis zu ihren Mitschwestern in Küche und Wäscherei und macht da manches möglich. Freilich wird sie dadurch zum Magnet, aber ihre Oberen überlassen ihr ein Sprechzimmer, so daß der Dienst nicht zur Belästigung der übrigen Pfortengäste wird.
- Eine Pfarrhaushälterin in Mainz nimmt jede Anfrage von armen Besuchern sehr ernst und bemüht sich um Hilfe. Dadurch klingelt es fast den ganzen Tag hindurch an der Haustür. Das läßt sich schließlich nicht mehr vereinbaren mit den Aufgaben des Pfarrbüros und ihren Pflichten im Haushalt. Sie überlegt, wie sie alle ihr inzwischen vertrauten Gäste auf eine Uhrzeit festlegen kann und kommt auf den frühen Morgen. Fortan sammeln sich ab morgens 6.00 Uhr bis zu 50 Arme vor der Pfarrhaustür. Jahrelang bedient sie alle mit Kaffee und Butterbrot. Da der Hauseingang sehr schmal ist, müssen alle auf der Straße stehen. Zum Glück gibt es wohlwollende Nachbarn.

Die Armen stört es nicht, daß sie bei jedem Wetter draußen stehen müssen. Sie erfahren aus vielen kleinen Anlässen, daß diese Frau zu ihnen steht. Z. B. verwahrt sie für manchen die Sozialhilfe oder andere Einkommen, damit das Geld sich nicht zu rasch verflüssigt. Sie wäscht die Wäsche, geht mit zu Gerichtsverhandlungen, sie besucht die Kranken und schreibt den Inhaftierten.

Vor einigen Jahren ist eine leistungsfähige freie Initiative entstanden, die vieles von dem in größerem Stil ermöglicht, was den Pfarrhaushalt längst überforderte. Die Haushälterin hat ihr „Freiluft-Café“, wie sie es nennt, an die neue Wärmestube abgegeben. Die Wäsche versorgt sie jetzt in der neuen Einrichtung. Und immer noch ist sie für viele eine Mutter, die immer da ist und im Hintergrund unzählige Hilfen ermöglicht.

- Eine ganz ähnliche Rolle spielt seit ca. 20 Jahren eine Toilettenfrau in einem öffentlichen WC in Augsburg. Sie ist Anlaufstelle für viele Obdachlose, die sich morgens bei ihr waschen und rasieren, gelegentlich auch Kaffee trinken. Sie wäscht Einzelnen die Wäsche, macht Besuche im Hospital und schreibt ins Gefängnis.

Als ich die Frau besuchte und ihr den Grund meines Kommens erklärte, brach es aus ihr heraus: „Ich bin die Mutti vom WC am Kö, seit 35 Jahren schon. Erst war ich nur als Vertretung hier, seit 20 Jahren bin ich Pächterin. Ich habe hier schwarze und weiße ‚Kinder‘. Am liebsten sind mir die

Nichtseßhaften. Schauen Sie, diese Blumen habe ich heute morgen erhalten!“ Ich sah fünf Blumenvasen. Sie erzählte mir ausführlich, wie sie es möglich macht, in einem engen Raum und mit Hilfe der öffentlich zugänglichen Waschtische, für so viele Nichtseßhafte zu sorgen.

Und noch etwas lernte ich hier: Da saß eine junge Frau, die gelegentlich als Vertreterin in diesen Räumen arbeitet und die davon träumt, einmal Nachfolgerin zu werden und dann auch so arbeiten zu können. So gewinnt man Nachwuchs!, empfehle ich allen Schwestern.

- Ein Dominikaner ist seit 9 Jahren Gefängnisseelsorger im Untersuchungs- und Kurzhaft-Gefängnis in Augsburg. Im Hauptberuf ist er Prior im Kloster und Pfarrer der Hl.-Kreuz-Gemeinde.

Im Kurzzeit-Knast sind die Seelsorger nie im Hauptberuf tätig. Ihre Anwesenheit ist darum in der Regel auf den Sonntagsgottesdienst und auf jeweilige Anforderungen beschränkt. P. Raphael ist seit 9 Jahren an jedem Nachmittag (sonntags ausgenommen) im Gefängnis und zieht seine Runden durch alle Zellen. Da die Nichtseßhaften einen ständigen Anteil unter den Inhaftierten stellen, hat er für diese auch eine Nachbetreuung eingerichtet. Um dabei Unterstützung zu finden, ist er Mitglied im Sozialdienst Kath. Männer geworden. Inzwischen ist ein Haus angemietet worden, wo ca. 20 Männer Wohnung gefunden haben. Er erzählte von seinen besonderen Schützlingen, die noch bei minus 20 Grad „Platte machen“. Er sei froh, wenn er einen von diesen im Gefängnis treffe. Staatsanwalt und Richter dächten ebenso ...

- Ähnliche Sorgen bewegen vermutlich eine Schwester in einem Altenheim am Stadtrand von München. Wohnung oder Übernachtung kann sie nicht ermöglichen, aber sie richtet im Winter Tag für Tag frühmorgens im geheizten Klostereingang mit Wolldecken eine Art von Feldlager. Zwischen 5.30 und 6.00 Uhr findet sich eine Gruppe frierender Männer ein, die hier kurz und intensiv Schlaf nachholen. Um 8.00 Uhr gibt es heißen Kaffee und Butterbrote. „Und danach muß die Pforte wieder aussehen, als ob sich da nichts Böses ereignete“, hörte ich.
- Berufliche Sozialarbeiter kann man gelegentlich auch unter solchen Menschen treffen. Sie schaffen es, aus ihrem offiziellen Dienstraum ein Zuhause für Menschen zu machen, die auf der Straße leben. Sie handhaben ihre Dienstzeiten so flexibel, daß sie eigentlich immer erreichbar sind.

Das, was hier an Beispielen berichtet wird, geht nicht immer konfliktfrei vor sich. Aber dadurch hat sich keiner von seinem Weg abbringen lassen. Alle haben Auswege gesucht, sind Kompromisse eingegangen und haben mit der Zeit Freunde und Förderer gefunden. Unangenehm ist ihnen nur, wenn sie als:

„Menschen, wie Mutter Teresa“

bezeichnet werden. Einer erklärte mir das einmal so:

„Es kann nicht darum gehen, Mutter Teresa nachzueifern. Der Heiligenschein zu Lebzeiten kann trügen, vor allem deshalb, weil er das, was vielleicht wirklich gut ist, auf einen Sockel hebt, wo es nicht hingehört. Das Gute ist unscheinbar. Sein Ort ist das Labyrinth des Alltags. Dort wirkt es, unaufdringlich, alltäglich, selbstverständlich.“

Die Armen wissen das. „In den Nischen hausen die Engel“, hat mir eine in Frankfurt gesagt. Und andere haben mich mitgenommen und mich in einige Nischen schauen lassen.

Neue Initiativen

Heute entstehen in vielen Orten neue Aufbrüche im Dienst unter den Ärmsten: Obdachlose, Nichtseßhafte, Asylanten, Aidskranke... Die Entstehungsbedingungen ähneln denen, die aus den Gründungsberichten caritativer Orden bekannt sind. Bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen, stellen sich manche Gemeinsamkeiten heraus, die sich so gliedern lassen:

Am Anfang stand immer das Erkennen eines Problems durch einen einzelnen oder eine kleine, einflußreiche Gruppe. In München war es ein Lokomotivführer, in Augsburg ein Weihbischof, in Frankfurt ein Kapuziner, in Mainz ein Taizé-Kreis.

In der zweiten Phase haben Interessengruppen Hilfen mit Modellcharakter ermöglicht und damit praktikierbare Lösungswege geschaffen:

In München fährt eine Gruppe Freiwilliger seit Jahren nachts zu 5 bis 6 Plätzen in der Stadt, wo sich die aus dem Kreis der Stadtstreicher einfinden, die tagsüber nicht zu erreichen sind. Dann gibt es heißen Tee und belegte Brote. Dadurch läßt sich manches Gespräch ermöglichen. Dabei können Wunden versorgt und kann Wäsche gewechselt werden. Vor allem kann Vertrauen keimen, das oft mit der Zeit zu weiteren Hilfen führt.

In Augsburg hat sich der Caritasverband das Anliegen zu eigen gemacht und einen Erfahrungsaustausch mit allen Klöstern und Pfarrhäusern in die Wege geleitet. Daraus ist die Einrichtung einer Wärmestube mit Kochmöglichkeiten, mit sanitären Angeboten, mit Kleiderkammer und Waschmaschine mit Trockner geworden. Dazu kam eine Volksküche.

In Frankfurt kam es vor 5 Jahren zu einem Sonntagsfrühstück, das zunächst nur von den Kapuzinern einmal monatlich im Winter angeboten wurde. Inzwischen haben sich andere Pfarrgemeinden der Innenstadt der Initiative angeschlossen. Gut 300 Gäste werden jeweils herzlich bewirtet. Die Helfer kommen aus der ganzen Stadt und sind über Gottesdienstpredigten gewonnen worden.

In Mainz wurde zunächst ein Notquartier in einer im Umbau befindlichen Seitenkapelle von St. Bonifatius bereitgestellt. Nacht für Nacht fanden sich hier Nichtseßhafte ein und wurden ehrenamtlich betreut. Später wurden andere Räume gefunden, in denen in den Wintermonaten 20 Betten und Not-

betten zur Übernachtung bereitstehen. Die Betreuung ist weiterhin ehrenamtlich. Ergänzend gibt es eine Teestube mit sanitären Angeboten, Waschmaschine, Kleiderkammer und Aufbewahrungsmöglichkeiten für persönliches Eigentum.

In der dritten Phase wurde versucht, die Öffentlichkeit über die neuen Dienste zu informieren und Unterstützung zu finden.

Schließlich folgte überall, wo sich die neuen Dienste bis hierher behaupten konnten, die Bestätigung und weitere Unterstützung durch kirchliche und staatliche Stellen.

All diesen neuen Initiativen ist gemeinsam, daß das Überleben und Wachsen zum größten Teil der zielstrebigem, harten Arbeit einzelner weitblickender Persönlichkeiten zu verdanken ist. Soweit sie als solche öffentlich wahrgenommen werden, heißen sie Gründer oder Initiatoren. Man erfährt dann Namen von Weltchristen.

Ordensleute, deren Sehnsucht eine radikalere Solidarität mit Armen ist, sagen oft: „Die Christen in der Welt können mehr tun als wir.“ Damit sind die Möglichkeiten gemeint, sich heute caritativ zu engagieren. Dafür braucht es Zeit, vor allem Beweglichkeit, denn die Armen leben selten nebenan.

Wenn man lediglich den praktischen Umfang der Einsätze mißt, stimmt der Vergleich in der Regel. Dabei bleiben die Besonderheiten der verschiedenen Lebenswege, auf die Gott Menschen führt, außerhalb. Die Ordenswege haben ihren Wert in sich, ebenso wie die Wege der Christen in der Welt. Beide sind für die Menschen bestellt, auf je eigene Weise. Beide sollen in Treue gelebt werden. Und sie sollen sich ergänzen. Welchen Sinn könnte es haben, wenn alle Christen das Gleiche tun?

Ordensleute, die sich auf das Vergleichen eingelassen haben, erleben bald keine Herausforderung mehr, den eigenen Reichtum immer wieder neu zu entdecken, sondern nur noch die Bestätigung eines Eindrucks, der ihnen vorkommt, sie seien überholt von anderen Christen.

Das ist eine Versuchung, die etwas sehr Schlichtes vergessen läßt: So lange es Klöster gibt, gibt es Adressen, wo immer jemand zu Hause ist. Ein Gedicht von Silja Walter beschreibt diese Besonderheit in einem Gebet, das so beginnt:

Gebet des Klosters am Rande der Stadt

Jemand muß zuhause sein, Herr,
wenn du kommst.
Jemand muß dich erwarten,
oben auf dem Berg
vor der Stadt.

Jemand muß nach dir Ausschau
halten
Tag und Nacht.
Wer weiß denn, wann du kommst.

Jemand muß wachen
unten an der Brücke,
um deine Ankunft zu melden,
Herr,
du kommst ja doch in der Nacht
wie ein Dieb.

Wachen ist unser Dienst,
wachen.
Auch für die Welt.

Sie ist so leichtsinnig,
läuft draußen herum
und nachts ist sie auch nicht
zu Hause.

Denkt sie daran,
daß du kommst?
Daß du ihr Herr bist
und sicher kommst?

.....
.....

SILJA WALTER
(Fundstelle unbekannt)

Jemand muß zu Hause sein, denn Gottes Sohn kommt in der Gestalt des Bettlers (Mt 25,31–46).

Wenn Ordensleute sich freistellen lassen, um den Armen näher zu sein.

Manche der neuen Initiativen haben ein deutlich religiös geprägtes Gesicht. Das ergibt sich oft aus der Besonderheit des Dienstes unter Menschen, die vom Leben schwer geschädigt sind. Da ist eine andere Form von Betreuung erforderlich, als üblicherweise in einem bezahlten Dienstverhältnis erwartet wird. Dazu muß man mehr mitbringen als Ausbildung und Arbeitswillen. Dazu benötigt man eine innere Einstellung, die an den unvergleichbaren Wert jedes Menschen glaubt. Wer diese Art von Berufung ernst nimmt, glaubt auch an den, der ruft. Es ist darum nicht verwunderlich, daß sich unter denen, die sich für die Nichtseßhaften einsetzen, tief religiöse Menschen anzutreffen sind. So erklärt es sich wohl auch, warum sich oft einzelne Ordensleute bei den neuen Initiativen einfinden und sich zum Mittag anbieten. Einige bringen ihre Freizeit ein, anderen gelingt es, ihre Hauptaufgabe in Orden mit dem neuen Dienst zu verbinden, etwa als Seelsorger oder im Kranken-, im Küchen- oder im Gartendienst. Einzelne werden sogar freigestellt, um sich außerhalb des Klosters in dem neuen Dienst einzubringen.

In Bayern und in Österreich bin ich im Winter 1986/87 sieben Ordensschwestern begegnet, die von ihren Gemeinschaften für den Dienst unter Nichtseßhaften (in Österreich sagt man Sandler) freigestellt worden sind. Sie wohnen in Wohngemeinschaft mit den übrigen Bewohnern der Häuser, in denen neue Beheimatung von Straßenarmen ermöglicht wird. In jedem dieser Häuser gibt es eine Kapelle mit Sanctissimum.

Zwei Schwestern erzählten mir, wie sich ihre jeweiligen Ordensleitungen das geistliche Leben im sozialen Dienst vorstellen. Die Realität des Tagesgeschehens läßt es jedoch nur selten zu, daß eine feste Ordnung einzuhalten ist. Ebenso wenig ist zu garantieren, daß die beiden Schwestern ihre Gebetszeit

ten gemeinsam halten können. In der Regel muß jede allein klarkommen und steht damit ebenso allein wie Weltchristen in solch einem Dienst. Hier gibt es allerdings einen bedeutsamen Unterschied: Von Ordensleuten erwartet jedermann, daß sie stets offen und freundlich und immer bereit sind zum Dienst. Das wird von Weltchristen so nicht erwartet. Und darum werden die in diesem schwierigen Dienst unvermeidbaren Konflikte deutlicher wahrgenommen.

Erschwerend kommt in einigen Fällen hinzu, daß sich ein Kreis von interessierten Freunden, Förderern und Helfern aus Ordensgemeinschaften und Bürgerschaft einstellt. Das kann hilfreich sein für den sozialen Dienst, nicht dagegen für die Gestaltung eines tragfähigen geistlichen Lebens. Die meisten Bürger unseres Landes sind viel zu weit entfernt von der Not der Straßenarmen, um zu wissen, worum es bei solch einem Dienst gehen könnte. Sie werden zu Bewunderern, ja Anbetern, bevor sie erkennen können, was dieser Dienst kostet. Wer sich auf ihn einläßt, wird herausgefordert in den Grundfragen der christlichen Existenz. Aber das erfährt nur, wer sich einläßt. Und wer dann keinen Begleiter hat, der scheitert.

Dies Letzte ist wohl nur vermeidbar, wenn solche Dienste und die dafür vorgenommenen Freistellungen einzelner Ordensleute deutlicher zu Aufgaben der jeweiligen Gemeinschaft gemacht werden. Es genügt nicht, Schwestern oder Patres/Brüder freizustellen und reichlich Unterstützung materieller Art zur Verfügung zu stellen. Die Aufgabe muß so mitgetragen werden wie die anderen sozialen Dienste, die die caritativen Orden im Laufe der Zeit ausgebaut haben.

Eine solche Art von Freistellung kannte ich bislang nur aus Münster, wo die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern (Klemensschwwestern) Schwester Eveline seit 8 Jahren mit dem Dienst in einer Tagesstätte für Stadtstreicher beauftragt hat. Ich sehe allerdings entscheidende Unterschiede zu den Schwestern, die mir im Winter 1986/87 begegnet sind:

Schwester Eveline war vorher Pfortenschwester an der Mutterhauspforte und hatte dort einen sehr großen Zulauf an Hilfesuchenden. In der Spitze sind einmal über 60 Personen gezählt worden. Die räumlichen Möglichkeiten waren an dieser Stelle für die Nachfrage unzureichend. Und der übrige Dienst an der Mutterhauspforte verfrucht sich recht schwer mit dieser besonderen Inanspruchnahme.

Die Oberin erkannte die Begabung der Schwester und stellte ihr im Mutterhausgelände Räumlichkeiten zur Verfügung, wo der Dienst zu einem Tagestreffpunkt ausgebaut wurde.

Die Schwester blieb in ihrem Konvent und nimmt an allen Veranstaltungen der Gemeinschaft teil. Ihre Oberin und viele Mitschwwestern kennen den Treffpunkt und interessieren sich für alles, was dort geschieht. So ist dieser Dienst zu einem Dienst des Ordens der Klemensschwwestern geworden.

Demgegenüber sind die sieben oben erwähnten Ordensschwwestern für nicht ordenseigene soziale Aufgaben freigestellt worden.

Ein Weiteres kommt hinzu: Die neuen Initiativen setzen in einem sehr konfliktreichen Arbeitsfeld an. Sie brauchen fachliche und geistliche Begleitung.

Für fachliche Begleitung bieten sich in der Regel Professionelle aus der Sozialarbeit an. Hier kommt es nicht immer zu einer Kooperation, weil die Beruflichen zunächst als Lernende bei den Ordensleuten anfangen müssen. Das fällt nicht leicht. Aber da hier alles anders verläuft als in der beruflichen Sozialarbeit bekannt, ist der Lernprozeß unvermeidbar.

Was eine geistliche Begleitung angeht, so wird eine solche selten für erforderlich gehalten, vor allem dann, wenn Ordensleute mitarbeiten. Es ist jedoch ein Irrtum, zu meinen, in einem so neuen und schwierigen Arbeitsfeld könnten die, die den täglichen praktischen Dienst leisten, gleichzeitig den erforderlichen Abstand halten, um die Ausrichtung des Dienstes und die Gestaltung gemeinsamen geistlichen Lebens ständig zu reflektieren. Diese Rolle muß von außen wahrgenommen werden. Freilich muß der Begleiter sich sehr gut auf den Dienst einstellen können und muß Vertrauen besitzen.

In Münster hat ein Kapuzinerpater diese Rolle von Anfang an wahrgenommen. Ob der Dienst ohne solche Begleitung auch mit der geistlichen Grundorientierung überlebt hätte, scheint mir sehr zweifelhaft.

Die zusammenfassende Erkenntnis aus den vielen Begegnungen mit Menschen, die Helfer für die Armen von der Straße sein wollen, ist diese:

Ordensleute und Weltchristen brauchen das Vertrauen der Armen, um als Helfer angenommen zu werden. Vertrauen läßt sich nicht kaufen, es ist immer Geschenk. Vertrauen ist nur zu gewinnen und darum leicht zu verspielen. Niemand sollte auf Dankbarkeit warten, aber jeder dankbar sein, wenn seine Hilfe angenommen wird.

Das Beste, was die Orden tun können ist, die Mitschwwestern und Mitbrüder, die sich an ihrem Platz im Kloster als begabt für den Umgang mit Armen erwiesen haben, zu unterstützen und vielleicht in Einzelfällen beauftragen, diesen Dienst im Namen des Ordens auszubauen.

So etwas ist kein großes Werk, keine öffentlich wirksame Option für die Armen, aber nicht darauf kommt es an. Die Ärmsten suchen den Menschen. Dabei meiden sie die Öffentlichkeit. Wer sich von ihnen führen läßt, kann das menschenfreundlichste Gesicht unserer Städte entdecken.